

Die Zeitschrift

Nr. 40

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1907

Die Glücksbude.

Erzählung von Ernst Preczang.

(Fortsetzung.)

Gegen Abend erreichte der Trubel seinen Höhepunkt. Die Drehorgeln der Karussells feierten unaufhörlich. In den Schießbuden knallten die Gewehre; der getroffene Löwe brüllte, die Kappe des Harlekins klingelte, der Tambour schlug einen Wirbel. Von den Tribünen der Schaubuden hallten die heiseren Stimmen der Ausrufer.

Die dumpfen, abgerissenen Kommandoworte eines Varenführers mischten sich mit den Brummlauten des tanzenden Tieres. Eifriger als vorher klopften die Spundhämmer.

Von irgendwoher kam das Geräusch fallender Kegel und die Ausrufe der Aufseher. Die Musik in den Gasthäusern war mächtiger und lauter geworden. Man hatte die Saalfenster geöffnet.

In Schwaden drang der Staub und Tabakqualm heraus. Die jungen Burschen hatten sich ihrer Jacken entledigt; die Mütze im Genick, schief die Zigarre im Munde, walzten sie mit den Mädchen dahin, daß hoch die Röcke flogen — jauchzend, gröhrend, trampelnd. Vor den Wirtshäusern lärmten Betrunkene, oder sie zogen Arm in Arm jugend durch die Budenstrasse.

Liebespaare, in zärtlicher Umarmung, drängten sich durch die

Massen, um eine Fahrt auf dem Karussell zu tun oder ihre Glut im nahen Feld zu fühlen. Hier und dort flog einer mit schiefem Hut und blickenden Augen herum, den Stock frampibast in der Rechten, provozierende Mücke nach allen Seiten hin werfend: wenn nur einer kämel

Und in dem heißen, brodelnden, lärmenden Gewühl da und dort eine blinkende Helmspitze. Terentias rief nicht mehr. Mit rosigem Gesicht, aus dem alle Falten verschwunden schienen, stand er still lächelnd hinter seinem Stram und warf Nidel auf Nidel in die Blechkassette. Er träumte davon, daß er nach Schluß der Bude mit Trude Arm in Arm durchs Dorf gehen und sich das lustige Leben noch etwas aus der Nähe betrachten werde. Vielleicht machten sie sogar einen Tanz!

Er flüsterle es ihr zu. Sie lachten beide. Ein Schrei schnitt in ihr Lachen hinein.

„Terenti!“ Frau Trude klammerte sich an den Arm ihres Mannes. Der stand starr. Sie stürzte hinaus. An der Gartenmauer, in der Richtung nach dem offenen Felde zu, hatte sie vor wenigen Minuten die gelben Locken des Knaben fliegen gesehen. Er sprang just über einen Graben. . . . Gelangweilt von dem gewohnten Trubel, von Durst geplagt, hatte Terenti sich in den Schatten der Gartenmauer zurückgezogen und

Sauerampfer gesucht. Er zerkaute die saftigen, säuerlichen Blätter und übte sich nebenher im Springen und Radschlagen. Eine alte Gewohnheit. Einfach gehen konnte er nicht.



Photogr. Verlag H. Noebe, Freiburg i. B.

Freiburger Münster. (Gothischer Stil.)

Auch die Augen standen nicht still, sondern erforschten alles, was nur irgendwie in ihren Gesichtskreis trat.

Da war ein Apfelbaum, der seine fruchtschweren Äste zum Teil bis über die Mauer streckte. Ein Baum mit dicken, schweren, rotbäckigen Äpfeln. Unter diesen eine Frucht, die ganz besonders lockte. Durch ihre außerordentliche Größe und liebliche Färbung. Sie hing gerade in einem Sonnenstreifen, der im Laub und Astwerk flimmerte.

Wie ein Magnet wirkte der Apfel. Jeremi wandte die Wicke ab, aber es dauerte nicht lange. Sie kehrten immer wieder zurück. Er hatte Durst, trotz des Ampfers. Und der Apfel hing gerade über der Mauer. Wenn er auf diesen stand, so mochte die Hand gerade hinaufreichen.

Die Mauer war nicht hoch. Ungefähr so hoch, daß er ihr spitzes Dach noch erfassen konnte. Ob er hinaufkommen würde? . . . Jeremi sah verwundert um sich; er sah schon oben, ehe er den Gedanken zu Ende gedacht. Dann balancierte er auf dem Grat, die Wicke auf den Apfel gerichtet.

Als er die Hand ausstreckte, traf ihn ein wuchtiger Stoßschlag: „Lumpenjunge!“

Jeremi schrie auf und stürzte von der Mauer.

Das war der Schrei, den sie in der Bude gehört. —

Frau Trude fand den Knaben halb aufgerichtet im Gras liegend, die Augen angstvoll nach oben gewandt. Ein Bauer streckte seinen wutgeröteten Kopf über die Einfriedigung, schwang seinen Stock und schimpfte in maßlosen Worten.

„Was ist Dir passiert, Jeremi?“

„Er hat mich geschlagen, Mutter.“

„Kriechst noch mehr, Diebsjunge!“ Der Mann kletterte über die Mauer.

Frau Trude trat ihm entgegen: „Schämten Sie sich nicht, ein Kind mit solchem Knüttel zu schlagen?“

„Wiel zu dünn für Euch Lumpengefindel! Stehlen und großes Maul haben, was?“ Er hob den Stock.

Frau Trude sah ihn mit blitzenden Augen an und griff nach einem Stein: „Mühen Sie den Jungen nicht an!“ Aus den Augen, die sonst so friedlich und heiter leuchteten, glühte heftiger Zorn. „Pini, Sie Grobian!“

Er ließ den Stock sinken: „Anzeigen tu ich Euch, Diebsbaasche! Ins Zuchthaus gehört Ihr!“

Sie maß ihn mit einem Blick der Verachtung. Dann half sie Jeremi empor. „Kannst Du aufstehen?“

Er konnte es, hinkte aber. Frau Trude führte ihn zum Vater.

Hinter ihr kam der Bauer. Er stellte sich vor der Bude auf: „So, da gehört er her, der saubere Bursch, der Apfelstecher!“ Er drängte sich durch die Menge. „Kannst auch besser aufpassen, Du da!“ Er schüttelte die Faust gegen Jeremias. „Für fremde Götzen ist unser Obst nicht gewachsen. Könnst' Euch so passen, was? Nichts tun, dem lieben Herrgott die Zeit abfehlen, auf der Landstraße liegen und dann unferneinam sein Eigenes von den Bäumen reifen!“ Er schlug mit der Faust auf das Würfelbrett.

Frau Trude und der Knabe standen neben Jeremias. Sie sah, wie er sich verfärbte, wie seine Augen groß, sein Gesicht blaß wurde: „Bleib ruhig, 'mias!“

Ein junges Mädchen drängte sich an den Stand und warf dem Knaben einen Apfel zu: „Hier, ich schenk' ihn Dir. Hat sich der Alte um einen Apfel!“ Ihr junges Gesicht glühte. Sie knickte aus: „Hast Deinen Namen mit Recht, Weizbauer!“

„Halt's Maul!“ Dem Weizbauer stieg, als er seinen Spottnamen hörte, eine neue Blutwelle ins Gesicht.

Jeremias hielt die Hände an die letzte Stufe der Auslage geklammert und blickte noch immer mit starren Augen auf den Mann.

„Bleib ruhig, 'mias, bleib ruhig!“ Frau Trude sah im Geiste den Streit, der ihn damals ins Gefängnis gebracht.

Mit einer Stimme, die ihr ganz fremd vorkam, an jedem Worte würgend, sagte er: „Was kostet der Apfel!“

„Ich hab' keinen Apfel genommen, Vater!“ Jeremi flüsterte es.

„Sei still! Du wolltest ihn nehmen!“ — Seine Stimme nahm einen drohenden Ton an: „Was kostet der Apfel!“

Der Weizbauer zog eine höhnische Miene: „Hast den Leuten schon so viel Geld aus der Tasche geluchst, daß Du zahlen kannst?“

„Wo hast Du denn Dein Geld her, Weizbauer?“ schrie einer aus der Menge.

„Gestohlen ist gestohlen,“ sagte ein anderer, „von den Fremden bringt keiner ein Korn in die Erde.“

„Diebsgefindel ist's!“ schrie der Weizbauer. „Lumpenbaasche! Schließt Eure Türen zu in der Nacht!“

Ein Splintern und Krachen. Ein klatschender Peitschenhieb. Der Bauer schrie auf. Die Bude wankte und schwankte. Was noch übrig war von der Auslage, fiel durcheinander. Jeremias war draußen.

Er und der Bauer hatten sich gepackt. Sie rangen miteinander. Der eine leichenblaß, der andere feuerrot vor Wut.

„'mias, 'mias!“ Frau Trude schrie auf. Jeremi begann zu weinen.

Der Streit schlug Wellen. Schimpfworte flogen hin und her. Immer stärker wurde der Tumult.

Eine Helmspitze näherte sich. Der Gendarm kam. Schon hatten sich zwei Parteien gebildet, die aufeinander losschlagen wollten. Er durchbrach den Kreis und riß die kämpfenden auseinander.

In der großen Betrübniß der meisten Zuschauer, die hier ein unbezahltes Schauspiel gesehen, das ihnen in seiner Ernsthaftigkeit interessanter war als die Kämpfe im Zirkus, wo der „lange Friedrich“ einen nach dem anderen in den Sand legte.

*

Jeremias, sein Sohn und der Weizbauer mußten dem Beamten zum Gemeindevorstand folgen. Oder vielmehr vorausgehen. Trude hörte noch die Worte ihres Mannes: „Pack ein!“ Sie schloß die Bude. Gutes war von den drohenden Blicken und den noch immer herniederhagelnden Schimpfworten der Streitlustigen nicht zu erwarten.

Dann verließ sich die Menge. Ein großer Teil folgte der blinkenden Helmspitze. Er erhielt Zugang aus den Wirtschaftshäusern und von den übrigen Marktbesuchern. Auch einige Bubenbesitzer und andere fahrende Leute waren dabei.

„Die haben sie ordentlich eins ins Gesicht gebrannt, Weizbauer!“ rief einer. „Verdient hast es schon lange!“

Eine regenbogenfarbige Strieme zog sich quer über das Gesicht des Verhöhnerten. Das hatte die Peitsche mit dem silbernen Griff getan.

Das Geschrei, der Lärm wiederholten sich unterwegs und vor dem Amt.

Der Gemeindevorsteher mußte aus dem Wirtschaftshaus herbeigerufen werden. Er saß beim Spiel und hatte ein Solo in der Hand. „Einsperren soll man die Bude! Laßt's mich zufrieden!“ Als er sein Spiel zu Ende geführt, ging er doch. Im Zorne. Schimpfend. Setzte sich in sein Amtszimmer, steckte die Feder hinter's Ohr und ließ zuerst den Beamten eintreten, der ihm den Vorgang, so gut wie er ihn kannte, darzustellen mußte. Indessen stand der gleichfalls aus dem Wirtschaftshaus herbeizitierte Gemeindevorsteher Wache bei den Sittierten.

Dann wurde der Weizbauer verhört. Na, er war nicht gerade beliebt, aber doch ein Anständiger. Die anderen hingegen . . .

Jeremi erschraf vor den Augen, die ihn mit strengen Blicken empfingen. Mit Zorn und Verachtung. „Das also ist der Bub! Schmecken süß, die gestohlenen Äpfel, wie?“

„Ich hab nicht gestohlen.“ Er sagte es leise, aber bestimmt.

Der Ortsvorsteher fuhr auf: „Hältst Du das Maul, Junge?“ Seine Augen traten drohend hervor. Jeremi bebte; er hätte sich am liebsten verkrochen vor diesen schrecklichen, tierischen Augen, die der Alkohol gerötet. „Ein Zuchthausfrüchtchen bist!“

„Herr!“ Jeremias erblasste. „Sagen Sie nichts, was Sie nicht verantworten können!“ Er ballte die zitternden Fäuste.

„Ach so!“ Der Ortsvorsteher stand auf und bog den roten Stiernacken vor. „Da ist noch einer! Der Vater, wie? Dir will ich eins sagen: der Apfel fällt nicht weit vom Stamm!“

Der Gendarm mußte Jeremias festhalten. „Seht ihn an!“ höhnte der andere. „Zu schlagen mücht'it? Könnst' Dir ara bekommen. Bursche! Ich bin Obrigkeit! Und was bist Du, he? Ein fahrender Lump, der sich die Taschen von den Dummen füllen läßt! Gefindel seid Ihr! Hungeriges Volk, das nicht arbeiten will! Alle miteinander!“

Jeremias klapperten die Zähne wie im Frost. Der Gendarm brauchte alle Kräfte, um ihn zu halten.

„Für heut,“ der Vorsteher setzte sich wieder. „für heut will ich mit dem Lumpenpack nicht weiter schaffen. Heut nicht und morgen nicht. Laßt erst die Stürwe vorbei. Nachher, mein ich wird er zahm sein, der Vogel.“ Er rief den Amtsdienner. „Dem Jungen da werden ein paar saftige aufgedrückt. Der alte Spitzbub kommt vorherhand ins Spritzenhaus. Punkum! Ich hab keine Zeit mehr.“

Der Gendarm brachte Jeremias ins Spritzenhaus.

Den Knaben nahm der Gemeindevorsteher mit sich: „Äpfel hast gestohlen?“ Die Frage klang sehr gutmütig.

„Ich wollte.“

Der Büttel stand nicht ganz fest auf den Beinen. „Weißt,“ er lachte und zwinkerte mit den Augen, „wenn sie mich für jeden Apfel und sowas verbohlt hätten, ich hätt' nie einen heileren Hintersten gehabt.“

Jeremi lachte. „Und ich hab nicht mal einen genommen.“

„Du hast nicht —?“ Der Amtsdienner blieb stehen und schüttelte tief sinnig den Kopf. „Aber er hat doch — der Vorsteher — gesagt, ich soll Dir eins aufzählen. Streng ist er, das soll wahr sein. Aber Gesetz ist Gesetz, weißt. Aufdrücke muß ich Dir eins. Komm man.“ Sie trat in sein Haus.

Jeremi machte keinen Versuch, zu entfliehen. Er spürte nicht die geringste Furcht.

„Marthe! Marthe!“

Die Frau des Gemeindevorstehers, eine altgraubaarige Frau, kam langsam hereinge schlusst: „Na, bist auch mal wieder da? Wollt' Dir Dein Mittag schon in den „Goldenen Löwen“ bringen, Saufans, elendiger.“

„Der Dienst, Marthe!“

„Lüg' mir den Buckel voll, ja? — Was soll der Jung?“

„Eins übergezogen kriegen. Gib den Stock Marthe. Oder —“ er wandte sich an den Knaben, „was hat er gesagt? Hat er gesagt „eins“ oder hat er gesagt: „ein paar“?“

„Ein paar.“ Jeremi antwortete furchtlos.

„Bist ein ehrlicher Jung'. 's tut mir furchtbar leid, daß ich, — aber Obrigkeit ist Obrigkeit — und Äpfel hast stehlen wollen —“

Frau Marthe hatte eine Schüssel hereingebracht und auf den Tisch gestellt: „Weh, seß Dich her. Du auch, Jung.“

(Fortsetzung folgt.)

Romanischer und gotischer Stil.

Von Ernst Schur.

Der vorliegende Aufsatz soll einen Ueberblick geben über die Stilentwicklung in der Kunst über viele Jahrhunderte hin. Vornehmlich wird es sich dabei um die Architektur handeln, die den Stil einer Zeit, namentlich in den früheren Perioden, charakteristisch bestimmt und der sich die anderen Künste anfügen, ja sich erst nach und nach an ihr entwickeln.

Um eine möglichst instruktive Darstellung zu geben, sei hier die Disposition gleich mitgeteilt, die eine Uebersicht und ein Verständnis erleichtert. Der erste Abschnitt gibt eine Darstellung der Grundlagen der einheimischen Kunst, wie sie sich in der nordischen Kunst erhalten hat; diese Zeit geht etwa bis zum 8. Jahrhundert. Die romanische Epoche, die im folgenden Abschnitt behandelt ist, hat ihre Blütezeit im 12. Jahrhundert. Der gotische Stil beherrscht das 13. und 14. Jahrhundert. Das Schlusswort gibt dann noch eine Zusammenfassung und zugleich einen Ausblick in die Zukunft.

Im einzelnen ist jeder der drei Abschnitte folgendermaßen gegliedert. Zuerst wird immer ein Ueberblick über die Kultur gegeben. Dann folgt die Darstellung des Stils, seiner Merkmale und Besonderheiten. Und zum Schluß wird auf die beigegebene Abbildung als Beispiel hingewiesen.

Die alte Welt war in Trümmern gesunken. Die Antike, Rom und Griechenland, hatte ihre künstlerische Mission erfüllt. Was von ihren Formen erhalten blieb, wurde von den jüngeren Völkern übernommen, weitergebildet, und erst allmählich streifte man das alte Gewand ab. Die Monumente von Rom waren Vorbildlich, und aus den großen Gerichts- und Markthallen der römischen Kaiserzeit, aus dem antiken Wohnhause, aus den Pracht Sälen in den Palästen der römischen Großen, die „basilicae“ genannt wurden, entwickelte sich die sogenannte altchristliche Basilika, eine Architekturform, die von da ab lange Zeit vorherrschend wurde. Wir nennen diese Periode der Kunstgeschichte die Periode der altchristlichen Kunst; sie verbindet die Antike mit dem Mittelalter; sie rettet die brauchbaren Formen in eine andere Zeit hinüber.

Während die gottesdienstlichen Gebäude des Altertums nur die Behausung des Gottes darzustellen sollten, so daß sich eine Tempelanlage ergab, wollten die christlichen Gebäude einer Menge von Menschen Zutritt geben; es mußte Platz für den Altar geschaffen werden, und die Mangel forderte eine sinngemäße Aufstellung. Die Basilika zerfiel in drei sich sondernde Teile, die in einer Längsrichtung hintereinander liegen. Ein Vorhof, das durch zwei Säulenreihen in drei Längsteile gefonderte Mittelschiff (seitlich von oben beleuchtet), das Priesterhaus nebst Altar. Mit der Ausbildung dieser Architekturform hatte die altchristliche Kunst, die auch sonst noch in der Plastik, in den Klein-künsten (Elfenbeinarbeit, Buchmalereien, Mosaiken) Anregungen aus der alten, byzantinischen Kunst übernahm und weitergab, ihr Bedeutendstes geleistet.

Wie sah es nun im Norden selbst aus? Die germanischen Völker des Nordens verharren noch ganz in den Anfängen einer primitiven Kultur, als die Völker der alten Welt schon eine reife Kultur besaßen. Eine wirkliche Kunst hatte sich nirgends ausgebildet. Die künstlerische, oft rohe, dann wieder überraschend reiche und sichere Betätigung beschränkte sich, wie in der Bauernkunst üblich, auf die natürlichen Dinge des Tages; in Holz und Ton wurde gearbeitet, Tücher wurden gewebt und das

Metall behandelt. Es bildete sich auf diese Weise, speziell in Nadeln, Spangen, Ringen, Waffen, eine eigene Formensprache heraus; eigentümlich ist ihr die Verwicklung von Bändern, die Verknotung und Verknüpfung, die wir noch jetzt an schwedischen und norwegischen Schmuckstücken sehen (diese Länder haben am meisten aus dieser frühesten Vergangenheit erhalten). Weiterhin ist für die Kunst die Tierornamentik charakteristisch, Köpfe, Augen, Gliedmaßen von Tieren werden als Endigung eines Stückes oder als Flächenfüllung benutzt und ganze Formen werden mit diesem Schmuck überzogen, immer mit einem kräftigen Sinn für dekorative Wirkung. Manchmal glauben wir Ungeschick zu sehen und sind dann wieder überrascht von der selbständigen Kraft des Ausdrucks.

Dies war ungefähr das Material, das im Norden vorlag und das dann in den folgenden Jahrhunderten weitere Anregungen aufnahm und sich zu der sogenannten karolingischen Kunst ausbildete. Es ist die Zeit nach Beginn unserer Zeitrechnung, bis etwa zum 10. Jahrhundert. In der Völkerwanderung trafen diese Gegensätze „Orient“ und „Okzident“ zusammen. Die alte Welt löste sich auf. Und in den folgenden Jahrhunderten vollzog sich in dem ruhelosen Hin- und Her der Beziehungen erst der Ausgleich, der nötig war, um eine neue Kunst entstehen zu lassen.

Es begann das Mittelalter, dessen Beginn in das 10. Jahrhundert zu setzen ist. Wir bezeichnen die Kunst, die mit dieser Zeit einsetzte und die bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts reichte, als die romanische; dies deshalb, weil die Ausbildung des Charakters dieser Kunst zugleich mit der Ausbildung der romanischen Sprache sich vollzieht.

Eigentümlich dieser Zeit ist die Ausbildung der Nationalitäten, die sich herausdestilliert aus dem Chaos der Völkerschaften, so daß nun bei den einzelnen Völkern eine besondere Entwicklung einsetzt. Die Kirche war die Trägerin dieser Kultur. Sie überlieferte die Reste der antiken Kultur. Daneben gewann das Mittelalter an Geltung. Und so trägt diese Periode den Charakter der Hierarchie und der Aristokratie. Die ganze Zeit lag im Kampf mit sich selbst. Rohes Naturkraft lag im Zwiespalt mit dem Ringen nach Bildung. Aus diesem Zusammenprallen der Gegensätze kommt das Maßlose dieser Epoche, das Nebeneinander von Rohheit und Zartheit, Verzweiflung und Aufschwung.

Was die Künste anlangt, so übernahm die Architektur die Führung so ausschließlich, daß die anderen bildenden Künste nur unvollkommen zur Entwicklung gelangten. Es entsprach dies einer Zeit, in der der Einzelne nichts, die Masse alles galt. In Ständen, Genossenschaften, Korporationen sonderte sich diese Masse und der Einzelne galt nur insofern etwas, als er einem dieser Komplexe angehörte.

Daß die bildenden Künste nicht zur freien Entfaltung kamen, hatte zahlreiche Gründe. Innere: die Subjektivität war noch nicht so ausgebildet. Äußere: es fehlte an einer Tradition, einem Stil, die Lebenshaltung war einfach und, was die Hauptsache war, die Kirche war der Natur feindlich gesonnen und so fehlte es an dem für die Kunst notwendigen Boden und Zusammenhang. Die Mönche pflegten allein die Kunst und sie verkümmerte hier. Die Architektur war der einzige, monumentale Ausdruck des Gesamtwillens und ihr fügten sich die anderen Künste dienend ein.

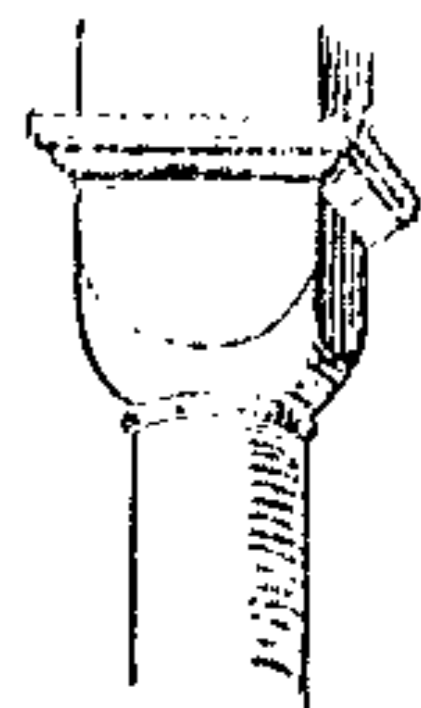
Die altchristliche Basilika bildet die Grundlage für die Entwicklung der romanischen Architektur. Die romanische Basilika unterscheidet sich in ihrer endgültigen Ausprägung jedoch wesentlich von ihr. Hauptsächlich waren es Chor und Fassade, die eine wesentlich anders geartete Ausbildung erfuhren. Das

Langhaus blieb als hohes Mittelschiff zwischen zwei anderen Seiten, wie früher, bestehen. Als neue Erweiterung erhält der Chor eine Verlängerung, die in einer quadratischen Gestalt sich dem Längsschiff vorlegt und es von der Apsis (Altarraum) trennt. Die Zunahme der Geistlichen, die hier ihre Stube hatten, erforderte diese Vergrößerung. Dieser Chorraum wurde dann um einige Stufen erhöht und darunter im Gewölbe eine Gruskirche, eine Krypta, angelegt. Eine weitere Änderung war das Fortfallen des Atriums (Vorhof). Dieses war früher der Aufenthaltsort der Gemeinde. Da der Markt sich in der Weise änderte, daß die Laien insgesamt Zutritt erhielten, verlor dieser Raum an Bedeutung und es blieb nur eine kleine Vorhalle bestehen.

Die altchristliche Basilika war mit einem flachen Dach gedeckt. Das blieb zuerst noch bestehen; die Säulen begannen dann mit Pfeilern abzuwechseln und schließlich wird aus der alten Säulenbasilika die Pfeilerbasilika. Da häufige Brände den hölzernen Dachstuhl und die flache Decke gefährdeten, kam man darauf, zu versuchen, statt der flachen Decke die Wölbung einzuführen. Man versuchte sich erst in Tonnen gewölben, in Kuppeln. Schließlich übertrug man die Stützgewölbe der kleinen Nebenträume auf das hohe Schiff. Diese Kühne technische Neuerung blieb dann als charakteristisch bestehen und damit erhielt der romanische Bau seine weitere besondere Prägung. Erst nach und nach wagte man sich immer weiter vor, bis der neue Typus da stand. Die einzelnen Teile sonderten sich nicht mehr danach, ob sie stützen oder aufstehen, sondern es ging von dem Pfeiler zu den Gewölben bis zu dem antwortenden Pfeiler ein lebendiger Zusammenhang, eine rhythmische Gliederung. Es wurde dadurch auch entgegen der früheren Gleichförmigkeit ein Wechsel bedingt, indem die Säulen stärker gebildet werden mußten, Pfeilervorsprünge erhielten, während die Zwischenpfeiler schlanker waren und das Ganze gegen die breiten, freien, aufstrebenden Flächen wirkungsvoll kontrastierte. Dieses sogenannte gebundene, romanische System ist Vorbildlich für Jahrhunderte gewesen. Aus der starren, einförmigen Basilika war ein lebendiges, architektonisches Gefüge geworden.

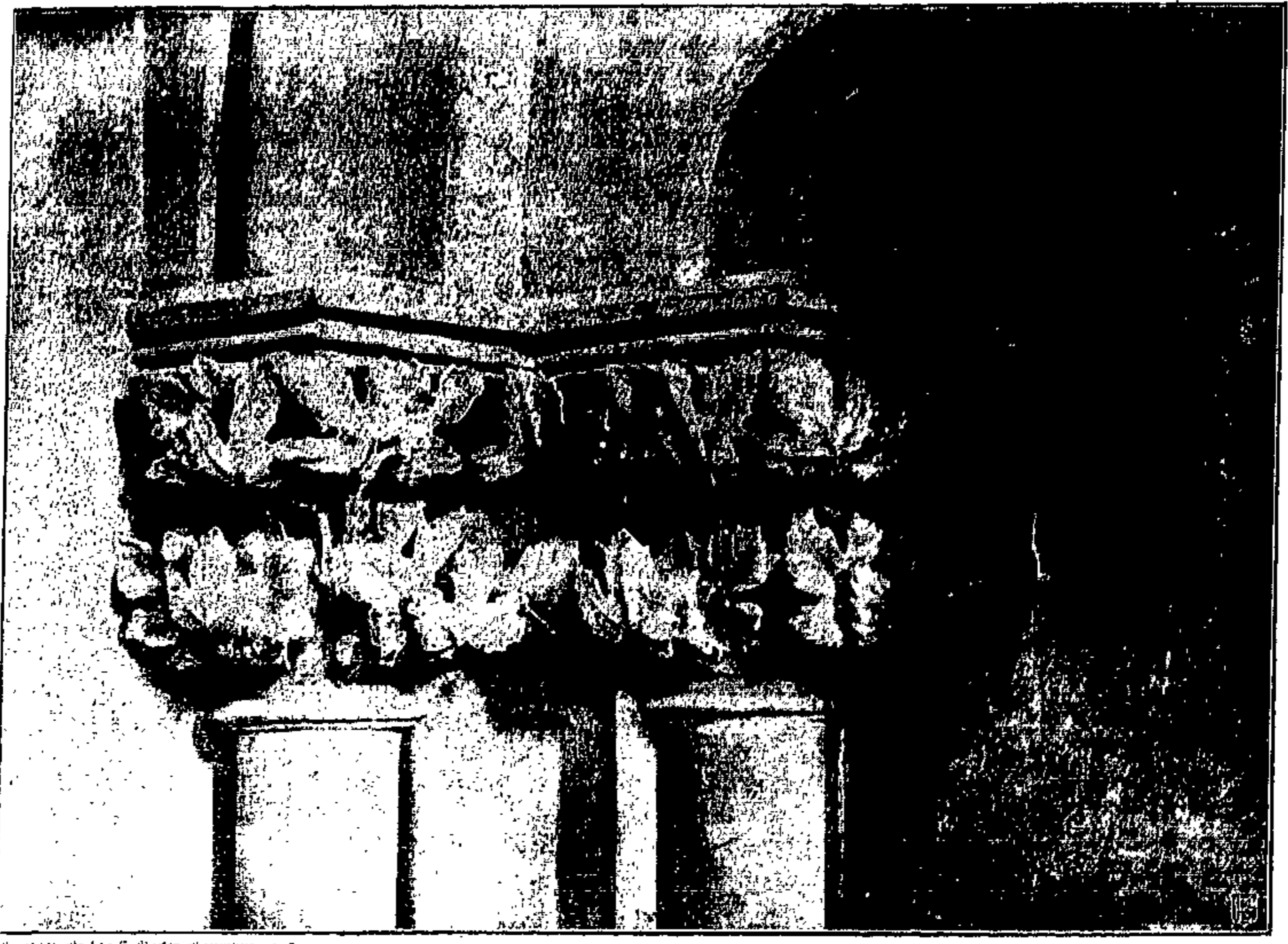
Im einzelnen erfuhr diese Entwicklung noch folgende Ausbildung. Die Säule behielt nicht die strenge Form der Antike; sie wurde wechselnder, bald derb, bald schlank, dann wuchtig, oder zierlich. Es war eine größere Abwechslung möglich. Der Basis fügt man ein Eckblatt hinzu, das über den unteren Wulst sich auf den Unterfuß neigt; die leeren Ecken der Fußplatte werden damit ausgefüllt. Der Säulenschaft ist glatt, erhält keine sogenannte Stammelung und bleibt ohne Ausbuchtung. Die obere Endigung der Säule (das sogenannte Kapitell) wird zu einem viereckigen Würfel umgebildet (das Würfelkapitell), das den natürlichen Übergang der runden Säule zur viereckigen Deckplatte bildet. Die unteren Ecken des Steinblocks sind abgerundet und schließen sich so in ihrer Rundung an den Säulenschaft an. Diese Flächen des Würfels bieten nun Gelegenheit zu reichem Schmuck, und wir finden hier neben glattgelassenen Flächen altgermanische (Wandverschlingungen, Tierformen) wie antike Ornamente.

Der Pfeiler, der späterhin zur Anwendung kam, ist rechteckig und wird nach oben durch ein Gesims, nach unten durch einen einfachen Aufsatz, auf dem er steht, abgeschlossen. Auch hier macht sich ein Streben nach lebendigerer Ausgestaltung bemerkbar. Abschragungen der Ecken, Einfügen von kleinen Säulchen in die



Säulenkapitell.
(Romanischer Stil)

Wandung, bringt reichere Gliederung in die eckige Form. Es ist nun noch von der Fassade zu sprechen. In kraftvoll belebten, aber ruhigen Massen, denen eine konzentrierte Wucht eigen ist, baut sich das Neufere auf. Niedrige Seitenschiffe, das höhere Mittelschiff, das Querhaus, der überragende Turmbau sind architektonisch deutlich voneinander abgehoben. Die Wandflächen sind durch Pilaster geteilt, die durch Streifen gestrichelt verbunden und in Rundbogen aufgelöst sind (sog. Lisenen). Diese Rundbogen sind charakteristisch. Bevor das Dachgesims ansteigt, ist noch ein sogenannter Schachbrettfries (überre-



Phot. Verlag G. Becker, Hamburg a. S.

Säulenkapitell im gotischen Stil.

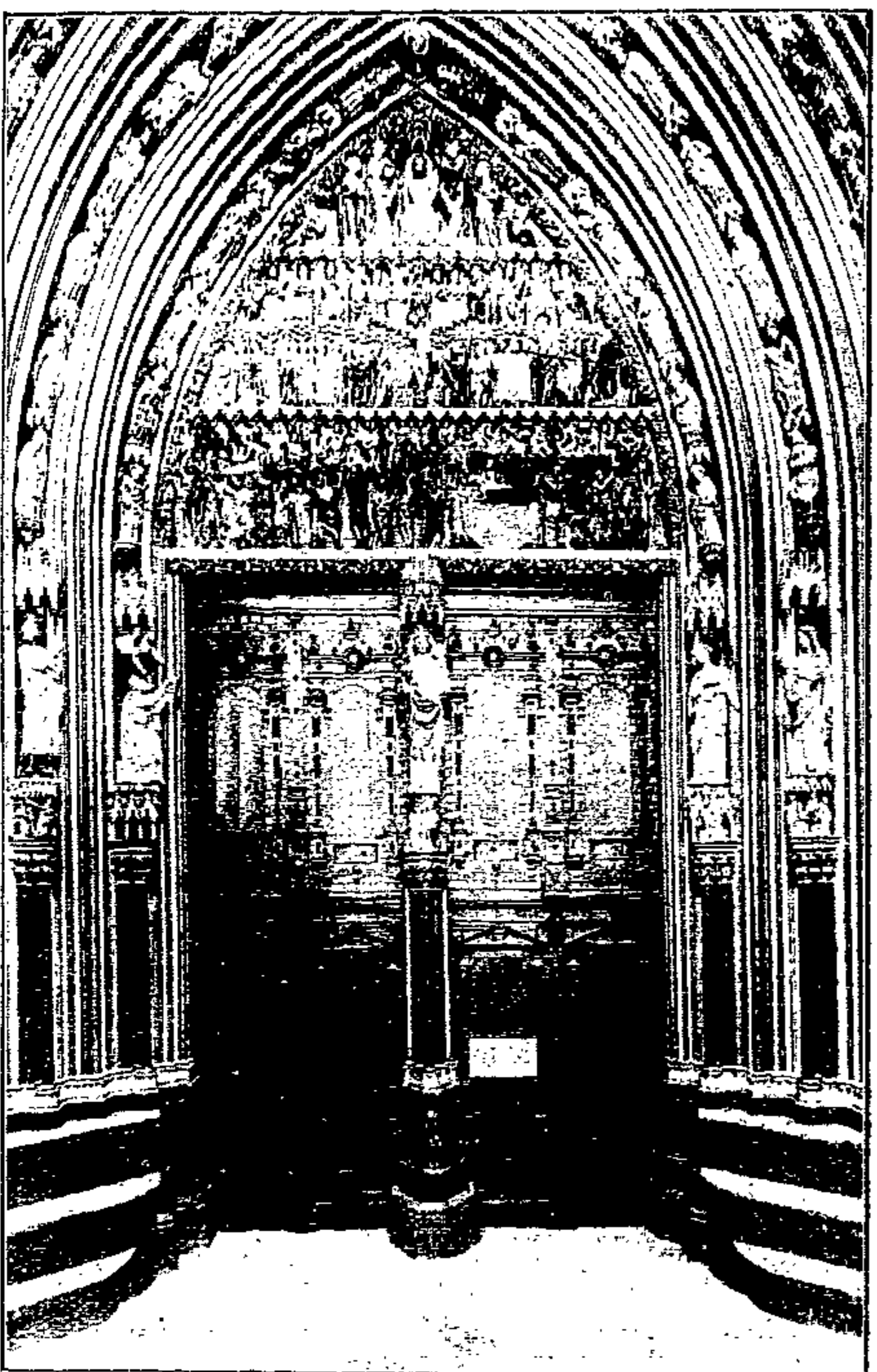
erinnern — dies alles in stilisierter Form; nicht einfache Nachbildung, sondern Beherrschung und Einfügung in die architektonisch gebändigte Erscheinung des ganzen Bauwerks. Wenn man den Gesamtcharakter dieses Stils noch einmal charakterisieren will, so kann man sagen: das starre Schema der Basilika ist mit lebendiger Neugestaltung erfüllt. Der Gesamteindruck behält noch im ganzen die Ruhe und Würde einer fremden Erscheinung, aber im einzelnen zeigt sich eine neue Phantasie tätig, die die Dinge mit Reichtum erfüllt; es ist die Phantasie der germanischen Nationen. Und es kann hier nur erwähnt werden, daß im Mit-

telalter dieser Stil sich über alle Länder ausbreitete und sich als so lebenskräftig erwies, daß er in jedem Lande, in Frankreich, Deutschland, England, Italien, Dänemark, Spanien, eigene Gestalt annahm. In Deutschland drang er am tiefsten und fand hier reiche Ausgestaltung. Wir wählen als Beispiel den Dom zu Mainz. Er zeigt die einzelnen Merkmale des

telalter dieser Stil sich über alle Länder ausbreitete und sich als so lebenskräftig erwies, daß er in jedem Lande, in Frankreich, Deutschland, England, Italien, Dänemark, Spanien, eigene Gestalt annahm. In Deutschland drang er am tiefsten und fand hier reiche Ausgestaltung. Wir wählen als Beispiel den Dom zu Mainz. Er zeigt die einzelnen Merkmale des

telalter dieser Stil sich über alle Länder ausbreitete und sich als so lebenskräftig erwies, daß er in jedem Lande, in Frankreich, Deutschland, England, Italien, Dänemark, Spanien, eigene Gestalt annahm. In Deutschland drang er am tiefsten und fand hier reiche Ausgestaltung. Wir wählen als Beispiel den Dom zu Mainz. Er zeigt die einzelnen Merkmale des

In dem Portal sammelt sich die architektonische Darstellung zu voller Wirkung. Es



Phot. Verlag G. Becker, Hamburg a. S.

Gotisches Portal.

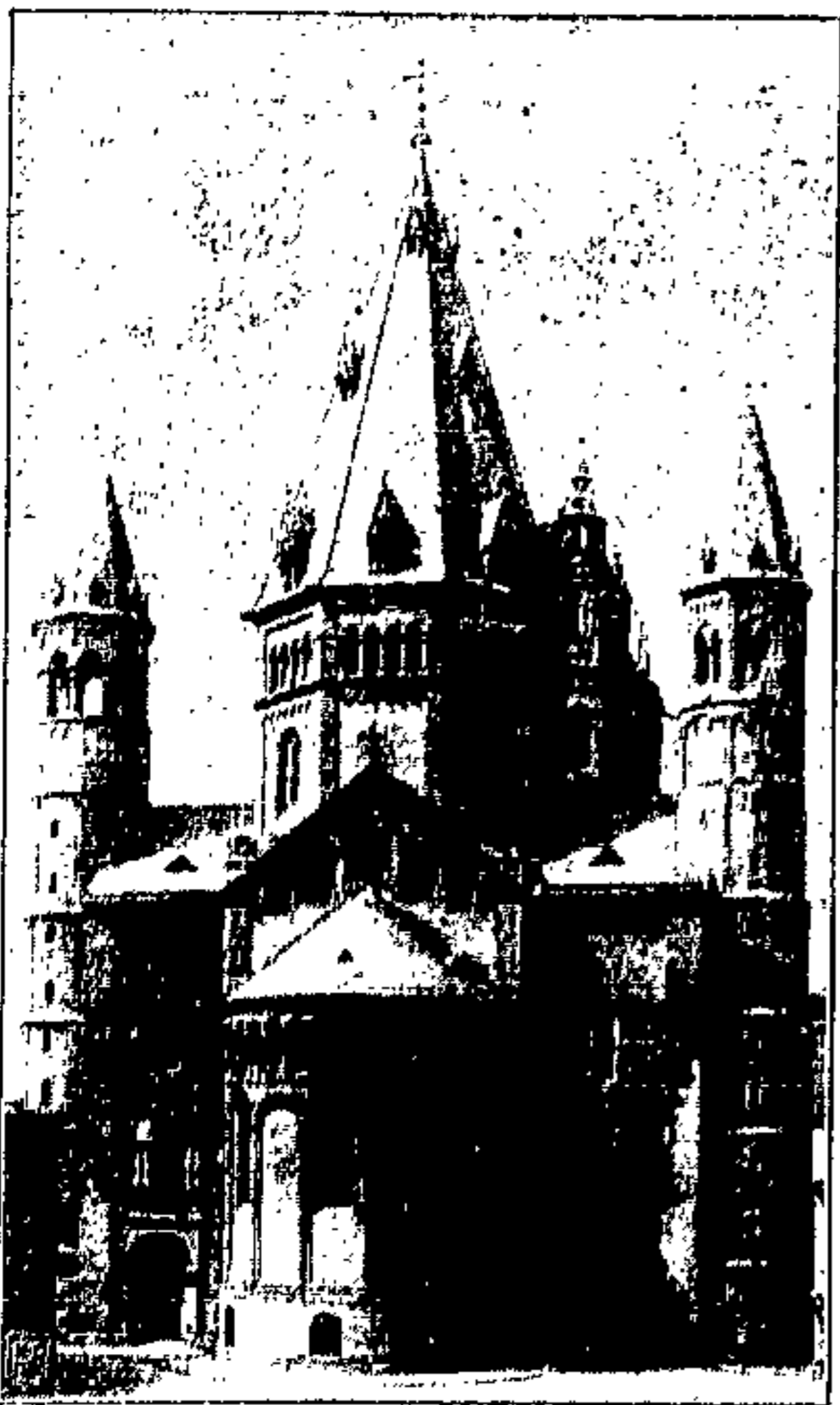
berengt sich in der Mauer nach dem Innern zu und die Breite der Mauer wird dann allmählich rechtwinklig nach der Tür zu in kleinen Absätzen berengt, in denen Säulchen stehen, die von den Kapitellen geschmückt sind. Ueber der Tür ein Relief oder ein rundes Fenster (Radfenster). So ist der Eindruck eines romanischen Baues voll ruhiger Würde. In der Fassade betont das Portal und der Chor als Anfang und Abschluß die Gliederung durch reicheren Schmuck, und die Türme und Kuppeln tragen zu der Rhythmik eines solchen Bauwerks belebend bei. Es kommt hinzu, daß Säulen, Gesimse usw. mit Ornamenten bedeckt sind, Motiven aus der Pflanzwelt, Blumen und Blätter und Ranken; dann lineare Ornamente, verschlungene Bänder; schließlich noch Tier- und Menschenleiber, die an die nordischen Formen



Phot. Verlag G. Becker, Hamburg a. S.

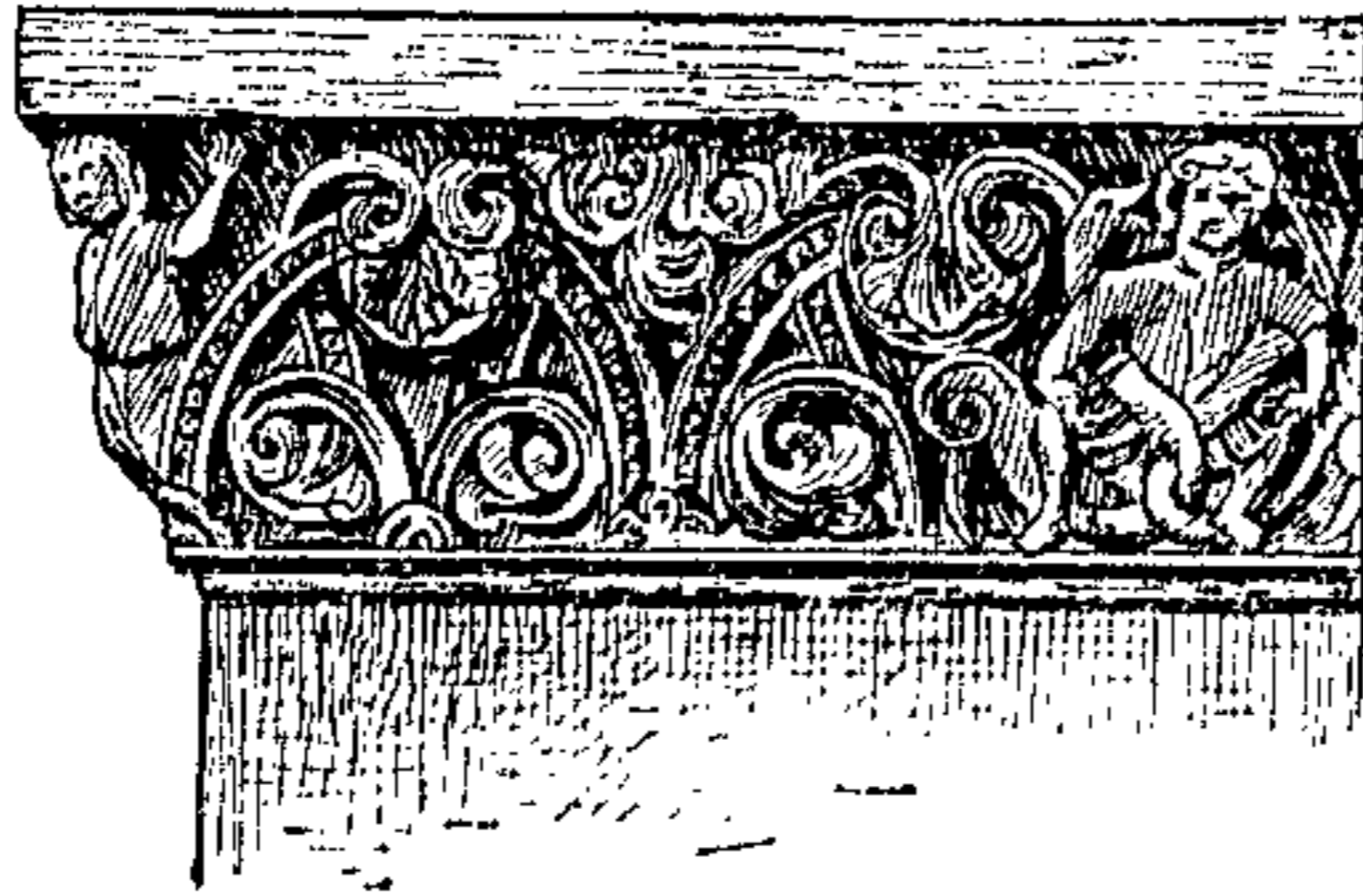
Plattische Figur im gotischen Stil.

posanteste, romanische Bau Deutschlands. Er drückt in der Konzentration seiner Formen, wenn er auch in verschiedenen Zeiten gebaut wurde (vom 11. bis 13. Jahrhundert) und auch verschiedene Zutaten späterer Perioden hinzuge-



Zeichn. d. Rhein. Mus. 1861, S. 103, 104, 105, 106, 107.

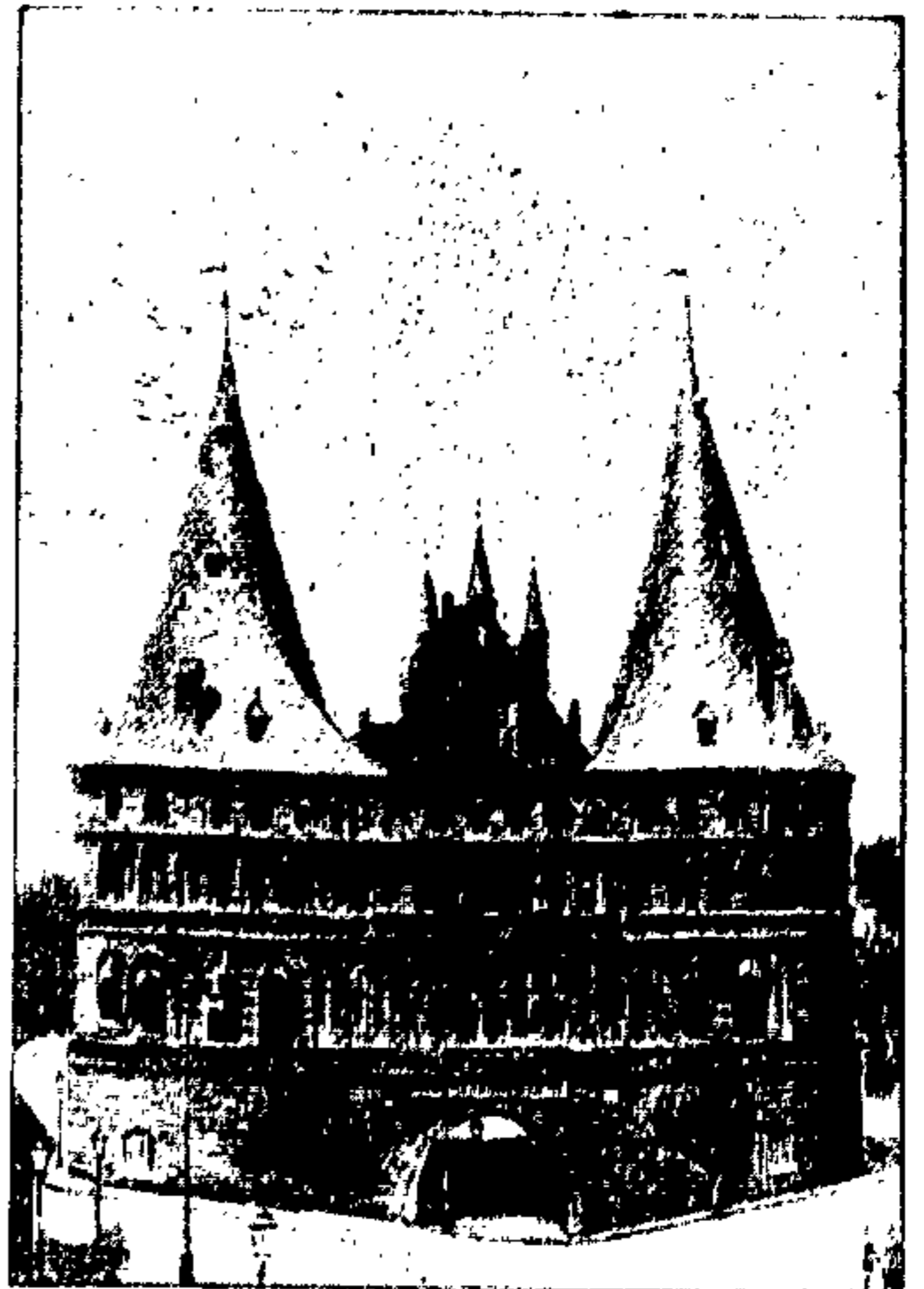
Dom zu Mainz. (Romanischer Stil.)



Säulenkapitell. (Romanischer Stil.)

kommen sind, die Einfachheit und die Strenge des romanischen Systems sinnfällig aus.

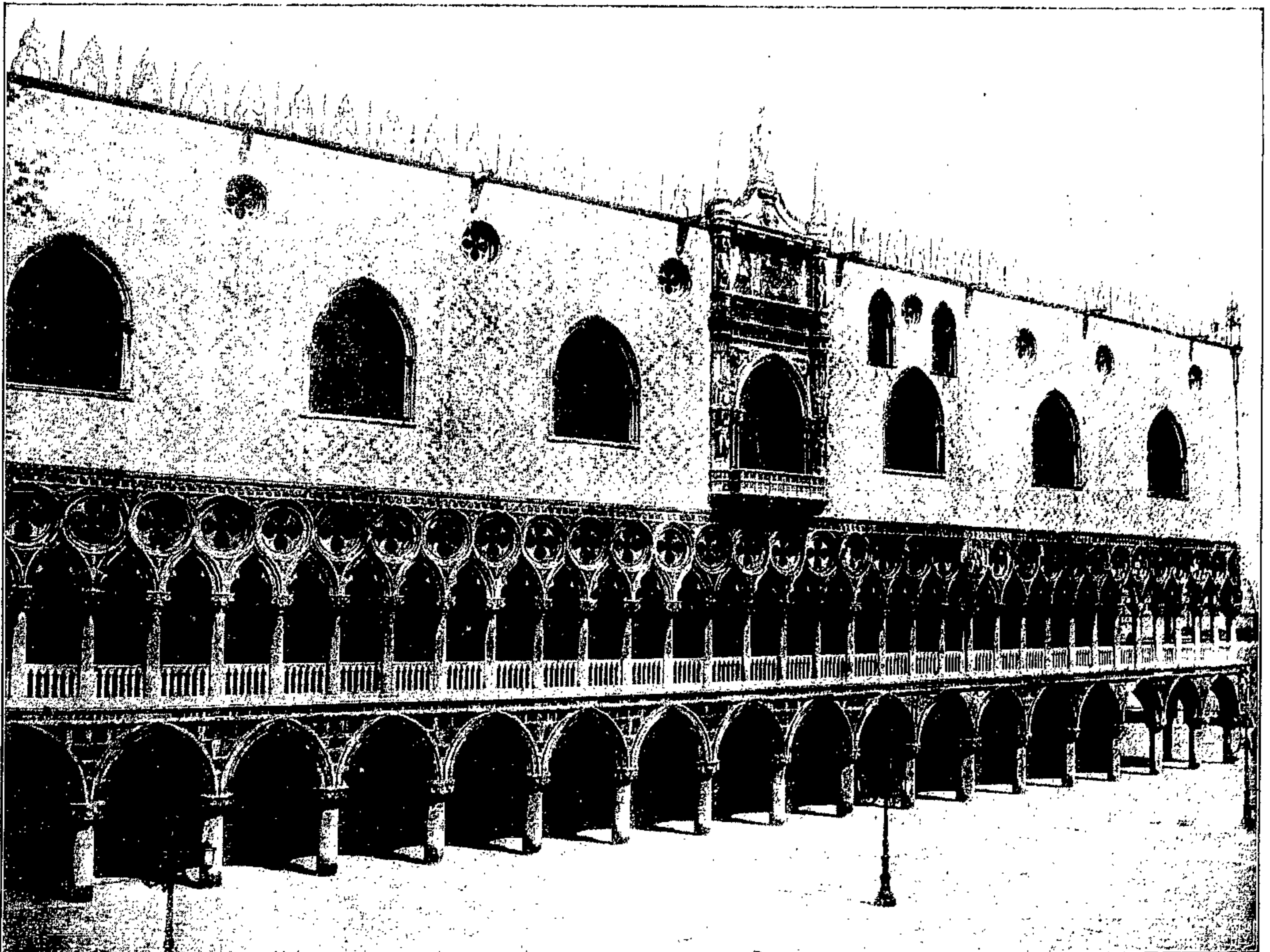
Während der romanische Stil hauptsächlich in Deutschland Pflege und Ausbildung erfuhr, kam der gotische Stil, der so gern als echt deutsches Erzeugnis hingestellt wird, aus Frankreich. Eine neue Schichtung der Gesellschaft war eingetreten. Die Persönlichkeit, der Einzelne forderte mehr als bisher sein Recht. Freilich wurden die Fesseln des Religiösen noch nicht gesprengt. Aber das Eigene zeigt sich insofern, als das religiöse Leben mehr mit persönlichem Fühlen durchdrungen wurde und nicht mehr die Formel, das Schema blindlings angenommen wurde. Die Scholastik bildete sich



Holstentor in Lübeck. (Gotischer Stil.)

als eigene Wissenschaft, freilich immer noch auf kirchlichem Fundament aus.

Das Mittelalter gelangte in dieser Zeit zu seiner kräftigsten Ausbildung. Und speziell in Frankreich trat hierbei eine feine Kultur zutage, die, in Verbindung mit der Frauenverehrung, Dichtungen von bedeutender Kraft und Schön-



Dogenpalast zu Venedig. (Gotischer Stil.)

romanischen Stils und dokumentiert auch im ganzen die ruhige Würde dieses Stils. Er gehört schon der Uebergangsepoche des Stils an (Ende des 12. bis Mitte des 13. Jahrhunderts), die das ganz strenge romanische Schema prächtiger entfaltete. Der Mainzer Dom ist der im-

heit schufen. Die lateinische Sprache war im Schwanden. Man bediente sich der heimischen Rede. Der Ritter, zum Teil auch der Bürger, behaupteten das Feld. Man merkte, daß überall neues Leben sich regte und daß nicht mehr so ausschließlich das Fremde herrschte, sondern einheimischer Volksgeist seinen Ausdruck prägte.

Der Gefühlsgehalt dieser Epoche — es ist die Zeit der Kreuzzüge, die in ferne Länder führten — ist ein schwärmerischer. Wir befinden uns im Jünglingsalter der Nationen. Eine eigentümliche Begeisterung durchzieht die Völker. Demgemäß prägt sich auch in der Kunst ein Ueberchwang an Empfindung aus. Das Feierliche, Ruhige des Romanischen genügt nicht mehr. Die Architektur ersinnt sich einen höher strebenden, kühneren Organismus, dessen in die Wolken strebende Kühnheit blendet. Und zugleich ist die Empfindung bestrebt, all diese großen Flächen mit einem Reichtum schlanker und graziöser Ornamentik zu überziehen, so daß wir wie vor einem Filigranwerk architektonischer Formen stehen, bei denen wir fast an die Fülle der arabischen Ornamentik denken, die die Architekturen mit einem Netzwerk feinsten Motive (Arabesken) überspinnen.

Es hat auch dies seinen Grund, daß in Frankreich zuerst seit dem 12. Jahrhundert dieser Stil der Gotik ausgebildet und im 13. Jahrhundert zur Vollendung geführt wurde, um dann im 13. bis 15. Jahrhundert in Deutschland und den anderen Ländern eingeführt zu werden. Politisch zerfiel Deutschland. Frankreich gewann dagegen immer festere Einigung. Die Franzosen mit ihrem erregbaren Temperament hatten voll Fanatismus die Kreuzzüge mitgemacht und ihre Sinne an der Schönheit des Orients befreit. So wagten sie mehr. Sie fügten sich nicht so eng dem italienischen, überlickerten Geist. Die Franzosen sind revolutionär gesonnen. Sie hatten Abneigung gegen das Traditionelle, und so war hier der Boden bereitet zur Schaffung eines neuen, nationalen Stils, der die Kennzeichen der heimischen Kultur und ihrer Empfindungen an der Stirn trug.

Die Grundlage dieses Stils bildete die gewölbte Basilika des romanischen Stils, dessen Form durch die immer breiter und umfassender geforderten Raumverhältnisse allmählich gesprengt wurde. Es galt, der immer weiter ausladenden Grundfläche genügend Licht und Luft zu schaffen, und so drängte die Architektur in die Höhe.

Während der romanische Bau Rundbogenbau ist, charakterisiert sich der gotische als Spitzbogenbau. Spitzbogengewölbe in Verbindung mit Strebepfeilern. Diese drei Teile: Spitzbogen, Rippengewölbe, Strebepfeiler sind die Elemente des neuen Stils, die, wie wir gesehen, aus durchaus praktischen Raumrücksichten erwachsen und so in bezug auf die Architektur auch durchaus organisch-konstruktiver Natur sind, nicht willkürlich erdacht, sondern von der Praxis gefordert und geschaffen.

Das Rippengewölbe der romanischen Bauform gewann eine freiere Möglichkeit dadurch, daß nicht nur die Länge- und Breitelinien des Gewölbes aus starken Steinen gefügt waren, sondern auch die diagonalen Linien des Gewölbes Kreuzrippen erhielten. Während das romanische Gewölbe auf allen Teilen gleichmäßig auflag und also starke Mauern erheischte, war es für das gotische Gewölbe nur nötig, die Stützpunkte dieser Rippen zu festigen, so konnte das übrige sich frei und leicht halten. Und es war gestattet, die Mauern mit hohen Fenstern ganz zu durchbrechen; das Spitzbogenfenster war somit nicht nur Bierwerk, sondern vermöge seiner Anlage ein konstruktiv notwendiges Element. Der romanische Stil kannte nur quadratische Gewölbefelder; jetzt war es möglich, die Gewölbe mannigfaltiger zu gestalten. Und so wurde einmal der Grundriß freier und im ganzen doch einheitlicher. Der Spitzbogen drückt

auch vermöge seiner schlankeren Anlage nicht so stark nach der Seite, das Gewölbe kann also höher geführt werden, und es braucht nur darauf geachtet zu werden, daß die Stützpunkte genügend gesammelt werden an den sogenannten Strebepfeilern. Dieses Strebewerk ist das dritte bedeutende Element der gotischen Architektur, die also im wesentlichen auf technischen Erfindungen beruht, die das Feste, Kompakte in eine freie Anordnung auflöst. Der gotische Bau steht kristallklar wie ein Gerüst da. Das ungleich höher strebende Mittelschiff drückt stark nach den Seiten. Man führte also Strebebogen an den betreffenden Punkten über nach den Seitenschiffen und legte hier starke Strebepfeiler dagegen an. Daher im Inneren diese nach einander stehenden Strebepfeiler, die die Anlage des Ganzen so durchsichtig erscheinen lassen. Am Anschluß hieran wagte man sogar zwei Seitenschiffe noch hinzuzufügen, da man nun keiner Schwierigkeit begegnete, und so hat z. B. der Kölner Dom fünf parallel laufende Schiffe.

Bewunderungswürdig ist die konsequent durchgeführte Formensprache des gotischen Bauwerks. Die Pfeiler erhalten eine vielseitigere Ausbildung in den sogenannten Bündelpfeilern, die mit ihren vielfachen Stellungen malerisch wirken und sichtbar in die Gewölbeteile übergehen, so daß das Kapitell hier nicht mehr Ende der Säule ist, sondern nur Uebergang, was wieder auf den Schmuck dieses Teils zurückwirkt. Die Ornamentik ist eine viel reichere, naturalistischere als in der romanischen Kunst. Eisen, Eiche, Mose, Stechpalme geben die Motive.

Die Fenster treten in ganz anderer, maßgebender Weise als dekorativer Schmuck auf. Zwischen zwei Stützen wurde die ganze Mauerfläche als Fenster genommen und durch Stabwerk der Länge nach geteilt, so daß wiederum die Glasfläche aufgelöst ist in schlank aufstrebende Einzelteile. Diese Pfosten geben dann in Spitzbogen zueinander. Das obere Spitzende des gesamten Fensters ist durch Kassetten und Segmente ausgefüllt. Dieses ganze durchbrochene Steinwerk des Fensters heißt Maßwerk, und dieses Maßwerk trägt wiederum wesentlich zu dem reichen Eindruck bei. Und die Fenster geben durch ihr reiches Farbenpiel, deren Schönheit in der Glut der Wirkung noch jetzt für uns unerreicht dasieht, dem Eindruck die besondere Wirkung. Im Stein ein lebhaftes Spiel, ein ewiges Auflösen und Höherstreben; im Glas des Fensters ein berückendes Spiel von Farben, das niemals die künstlerische Reinheit vernachlässigt. Sie sind der eigentliche Schmuck der gotischen Kirchen. Da die Wand überall durchbrochen war, erfüllen sie die Bestimmung der Bilder. Dämmerlicht schwächt die krasse Wirkung ab, und so gehen Stein und Farbe einheitlich miteinander, nicht unterbrochen durch Wandmalereien, für die hier kein Platz war.

Die Strebepfeiler, das Strebewerk, die außen den Blick auf sich ziehen, zeigen ebenfalls das Prinzip der Verjüngung. Sie sind abgestuft, steigen treppenförmig an, sind durchbrochen und den Gipfel schmückt ein Türmchen (sog. Fiale). Auch die Strebebogen sind in gleicher Weise aufgelöst und enden bei den äußeren Strebepfeilern oft in phantastisch ausgestaltete Wasserspeier, die Tierformen nachgebildet sind. Kleine steinerne Blumen (Krabben) besetzen die Kanten der Bogen, und auch die Türmchen (Fialen) erhalten an der Spitze eine Kreuzblume.

Künstlerisch zusammengefaßt wird die vordere Fassade in dem Turmbau. Hatte der romanische Bau eine Vielzahl von Türmen, so beschränkt sich die Gotik meist auf ein Turmpaar, die aber nun so imposanter aufstreben. Hier tritt die Höhengliederung, die Verjüngung machtvoll heraus, und das Auge verfolgt stauend die Auflösung dieser Massen in immer

leichtere Formen, bis zur Spitze, dem Helm, der meist ganz durchbrochen ist und sich gegen den Himmel wie ein reiches Spitzenmuster abhebt.

Das Portal bildet dann für den unteren Teil die Zusammenfassung. Meist sind es drei an der Zahl, die nebeneinander liegen und als breites Fundament wirken. Auch hier ein reicher Schmuck von Säulen, Postamenten, Kleinplastiken, die die Portale dekorativ eingliedern in die reiche Erscheinung des Ganzen.

Gesimse, die das Traufwasser abhalten, Balustraden (zum Umgeben des Baues) umziehen den mittleren Teil des Baues, die die horizontalen Teile wiederum auflösen; das Dach des Mittelschiffs steigt hoch an.

Es liegt auf der Hand, daß diese komplizierte Gestaltung eine ganz besondere Verursachung zur Folge hatte. Die Bauhandwerker treten hier zum ersten Male als Organisation auf; früher bauten die Mönche, und die Mauer wurden oft unter schwierigen Umständen herangeholt. Eine eigene Kunst entstand. Die Steinmetze standen an der Spitze; Bauhütten wurden gegründet, und in mancherlei besonderen Gewerbräuchen prägte sich ein neuer Stand.

In dieser Form breitete sich der gotische Stil von Frankreich über alle Länder aus und verdrängte den romanischen Bau. Er nahm in den einzelnen Ländern jeweils besondere Eigenart an und bezeugte damit seine Wandlungsfähigkeit. Die Niederlande, England, Deutschland, Skandinavien, Italien, Spanien, sie alle hatten ihre, durch besondere Abwandlungen charakterisierten gotischen Bauwerke, die aber im Prinzip übereinstimmten. Und es zeigt sich, im Unterschied zu der romanischen Zeit, auch schon energischer das Aufkommen von Profanbauten in diesem Stil. Die Rathäuser, die Wohnhäuser, die Kunstgebäude treten, im Zusammenhang mit der reicheren wirtschaftlichen Entwicklung häufiger auf. Auch hier also ein Vordringen ein Erobern neuer Gebiete zugunsten einer natürlichen Entwicklung.

Im Zusammenhang mit dieser malerischen Architektur bildet sich eine reiche dekorative Plastik aus, und die Anfänge der Malerei, die jedoch noch ganz im Zusammenhang mit der Architektur bleibt, machen sich bemerkbar. Speziell die Malerschulen am Rhein sind hier zu nennen, bezeichnenderweise, da auch die Architektur hier ihren Aufschwung nahm, da sie am meisten dem Ursprungsland des Stils, Frankreich, benachbart war.

Als Beispiel für die Kunst dieser Zeit ist der Kölner Dom zu nennen. Es ist das Schicksal vieler gotischer Bauwerke gewesen, daß sie wegen der ins Riesenhafte strebenden Anlage (die die Größe unserer Warenhäuser bedeutend übertrifft, während zugleich die Wohnhäuser dieser Zeit viel kleiner als die unserer waren, so daß sich ein ungeheurer Abstand ergab) oft unfertig stehen blieben und erst einer späteren Zeit es vorbehalten war, sie zu vollenden. So geschah es auch mit dem Kölner Dom. 1248 von Meister Gerhard von Meile begonnen, wurde er unter dessen Nachfolgern Arnold und Johannes 1322 zum Teil fertig; dann wurde im 15. Jahrhundert weiter gearbeitet, und die endgültige Vollendung (nach den alten Plänen) geschah im Jahre 1842.

Der Kölner Dom überragt alle anderen deutschen wie französischen Bauten der gleichen Zeit. Die kolossale Größe der Ausdehnung (Mittelschiffhöhe 45 Meter, Turmhöhe 156 Meter) eint sich mit der Harmonie der Durchbildung im einzelnen zu einer seltenen Geschlossenheit des Eindrucks. Ueberall ist das Gekennzeichnete und Klare im Aufbau beachtet, und die fein beachteten Verhältnisse in der Breite und Länge der einzelnen der fünf Schiffe bringen einen reinen, harmonischen Eindruck der Monumentalität zustande. Mit dem Ansteigen des Baues bereichert sich der dekorative Schmuck.

Die Fassade betont in einer geradezu über-
wältigenden Weise das Aufwärtstreiben aller
Teile, die sich immer mehr verjüngen, das Ganze
schließlich ein Abbild in Stein des begeisterten auf-
strebenden, jugendlichen Willens dieser Zeit.
Die Türme wachsen organisch aus diesem Unter-
bau auf; in vier Geschossen verjüngen sie sich,
um oben reich und durchbrochen zu endigen.

Wenn wir das romanische und das gotische
Kunstwerk miteinander vergleichen, so sind die
Gegensätze folgende: der romanische Bau ist ein
Rundbogenbau, der gotische ein Spitzbogenbau.
Bei dem romanischen Bauwerk herrschen die
Mauern vor; bei dem gotischen sind die Mauern,
um den Raum umschließen, durchbrochen, mög-
lichst viele, hohe Fensteröffnungen sind geschaffen,
die Decke ist vermöge der hochgereckten Strebe-
pfeiler höher gelegt, und dieses im Gegen-
satz zum romanischen Art nach außen gelegte Strebe-
pfeiler macht aus der Architektur ein Spiel schlan-
ker, nach oben strebender Pfeiler. Während

ein romanischer Bau mit konzentrierter Wucht
lastet, hat der gotische Bau trotz seiner viel
höheren Ausdehnung etwas Leichtes, Befreites.

Die beiden geschilderten Stile beherrschen
die Kunst des Abendlandes über viele Jahr-
hunderte hin.

Zweiterlei ist da zu beobachten. Erstens
das Wachstum der Kunst selbst, das sich dabei
dokumentiert. Sie breitet sich aus, sie wächst,
sie zieht immer mehr in ihr Bereich. Die
romanische Kunst diente ausschließlich der Archi-
tektur. Die gotische Epoche fügte die Plastik in
reicherem Maße und die Anfänge der Malerei
hinzu. Und wir haben gesehen, wie in der ersten
Epoche der Kirche fast ausschließlich die Kunst
diente; in der gotischen Zeit gewinnen schon der
Palast, auch das Wohnhaus und die öffentlichen
Gebäude Bedeutung. In unserer Zeit ist die
Kirche als Kunstbildender Faktor schon ganz aus-
geschlossen. An ihre Stelle treten die Wohn-
häuser, und in allgemeinerer Beziehung stellt die

Kunst im Warenhausstil, in den Arbeiter-
kolonien Englands, die bedeutende Architekten
anknüpft, die Typen hin, die für die moderne
Zeit maßgebend sind. Die Malerei hat in
unseren Tagen viel mehr Geltung erhalten, wie
wir in den jährlichen Weltausstellungen sehen.
Die Architektur und das Kunsthandwerk wieder
auf das künstlerische Niveau der Vergangenheit
zu bringen, bestrebt sich die moderne Kunst,
die einen neuen Stil damit schaffen will.

Zweitens: wir haben gesehen, daß jedesmal
die Schichtung der Gesellschaft als Grundlage
der Entwicklung auch in der Kunst sich darstellt.
Kunst und Kultur hängen zusammen. Auch hier
eine Evolution, die sich aus engen Schranken
der Stände und Stände befreit und einer immer
größeren Gemeinsamkeit zustrebt. So wird man
auch sagen können, von der Vergangenheit auf
die Zukunft schließend, daß eine neue, zukünftige
Ordnung der Gesellschaft einer neuen Kunst
ausichtsreiche Möglichkeiten erschließen wird.

Der Elefant.

Nach Branislaw Gjorgje Nutschitsch. Ins Deutsche übertragen von Roda Roda.

Das Städtchen Stalinowik hat 1800 Ein-
wohner; sechs Straßen, drei Popen,
sieben Cafés; einen Bezirksamtmann, zwei Pen-
sionäre, sieben Witwen; drei Lehrer, zwei
Lehrerinnen, einen Bürgermeister; zwei Markt-
plätze und vier politische Parteien.

Außerdem aber eine Menagerie. Sie war
von irgendeinem Markte zurückgeführt, wo es
ihre nichts weniger als gut gegangen war, und
hielt hier einige Tage. Mein aus Not, denn
der ehrenwerte Menageriedirektor hatte kein
Geld, den Fuhrmann zu bezahlen, und die
Menagerie konnte nicht weiter.

Der Direktor ließ vom Kaufmann Sawa
Bretter und Nägel, vom Seifensieder Niko einige
Balken und ein paar Körbe Fleischabfall. Von
einem dies und vom anderen jenes — kurz, der
ehrenwerte Direktor erbaute ein kleines Zell,
und am nächsten Morgen schlug er die Trommel
und verkündete mit weitläufig schallender Stimme:

„Grandiose Weltmenagerie! Hochgeneig-
tes Publikum, kommen Sie und schauen Sie
Dinge, die Sie noch nie gesehen haben!“

Wenn man aber in die Menagerie eintrat,
so hatte der Tiere sechs, da führte einen der
Direktor zuerst an einen stinkenden Käfig und
begann:

„Der wilde amerikanische Grislibär, von
der Wissenschaft *Ursus bellicosus* genannt, der
Schrecken der Wälder. — Zwei Direktoren dieser
Menagerie hat er in wilder Wut zerrissen.
Voriges Jahr in Moskau erbrach er die Gitter
des Käfigs, zerfleischte sieben Menschen und ent-
wich in das Woiwogener Wäldchen. Drei Tage
mußten alle Läden in Moskau geschlossen
bleiben. Die wohlhabenden Bürger flohen nach
Artschik, General Gurko allein bewahrte seine
Kaltblütigkeit und blieb. Aus Petersburg
kamen die Depeschen: Was ist's mit General
Gurko? Lebt General Nobespierre noch? —
Da bot man drei Regimenter Kosaken auf, die
den Bären jagen und zurückbrachten.“

Daneben stand ein Elefant. Er war ein
wenig matt und verhungert, die arme Haut
zeigte Millionen spannenförmiger Falten. Wenn
der Direktor erzählte, wie er ihn dem Maharadja
von Kashmir mit Hilfe einer englischen Expe-
dition entführt habe, klappte der Elefant seine
Augen auf, als sei er ein Kirchenbettelner, und
fiel in die Knie.

Dann war ein *Soxocus dulcivivopterus*
da, angeblich ein von Nasen in den Polar-
regionen aufgestöberter Vogel, der noch keinen
volkstümlichen Namen hätte; und das merk-
würdigste: diese mit Waschblau gefärbte Ente
sollte lebendige Junge gebären.

Kerner ein Fuchs; der Direktor hatte ihm
Zähne und Ohren abgeschritten und nannte ihn
den schwedischen Panther.

Endlich gab's eine Otter und einen Affen;
der Affe sah der Frau Direktorin ähnlich.

Die Frau Direktorin trug Tritons in der
Farbe des *Soxocus dulcivivopterus* und
hatte eine struppigblonde Perücke — als hätte
man ihr das Haar mit Mistgabeln auf den Kopf
geladen. Sie sah in der Stalle gleichwie in
einem echten Käfig und schnitt Grimassen —
gerade wie der Affe.

Die Bürger von Stalinowik kamen und sahen
alle die Wunder an. Als sie gegangen waren,
hatte der Direktor 210 Groschen in der Tasche.
Unterdessen war aber die Schuld beim Kauf-
mann Sawa und dem Seifensieder Niko auf
518 Groschen gewachsen, denn die Tiere hatten
doch essen, der Herr Direktor aber hatte trinken
müssen.

Niko, der Seifensieder, borgte heute, borgte
morgen — als aber eine Woche vergangen war,
sprach er: „Neh' borge nicht mehr.“

Am Abend nahm der Direktor einen Fuhr-
mann, lud ein Faß Wein, die Otter, die Frau
Direktorin und den Affen auf den Wagen und
fuhr auf und davon. Was er zurückließ, das
war der Bär, der Elefant, der schwedische
Panther, der *Soxocus* und die Schuld bei Herrn
Niko und bei Herrn Sawa im Betrage von 518
Groschen.

Wie ein Lauffeuer ging es durch Stalinowik:
der Menageriedirektor ist durchgebrannt. Wer's
mit Westürzung hörte, das waren der Kaufmann
Sawa und der Seifensieder Niko. Niko jam-
merte und Sawa jammerte. Auf dem Markt-
platz aber brummte der Bär vor Hunger, es
heulte der schwedische Panther, es gackerte die
Ente und es schrie der Elefant.

Da kam die Regierung und traf die „er-
forderlichen Maßnahmen“. Der Amtmann nahm
ein Protokoll auf. Beilage I des Protokolls
war das

Inventar:

1. 1 Stück Elefant.
2. 1 Paar gebrauchte Hausschuhe.
3. 1 Stück Fuchs ohne Ohren samt Käfig.
4. 1 „ Bär in einem Käfig (beide stark
beschädigt).
5. 1 „ Trommel samt einem Schlegel,
mit dem man auf jener spielt.
6. 2 „ rote Vorhänge (beschädigt).
7. 1 „ Tafel mit der Aufschrift: „Grandiose
Weltmenagerie“ usw. usw.

Hierauf versiegelte der Amtmann die Me-
nagerie, und als die klugen Tiere das sahen,

da brummte der Elefant, da heulte der Bär,
da schrie der Panther und die Ente jammerte.

Das Inventar kam von der Kreisbehörde
gezeichnet, nummeriert, viduiert und revidiert
zurück. Der schwedische Panther hatte seinen
Geist aufgegeben, der Bär stöhnte wie eine
Nachtigall, der Elefant schwieg, und der *Soxocus*
lag in den letzten Stufen.

Und als am nächsten Tage die Menagerie
öffentlich versteigert werden sollte, da sammelte
sich eine laufendköpfige Menschenmenge an,
denn es war die sonderbarste Versteigerung seit
Menschenedenken. Oben in der Stalle saß der
Amtschreiber mit ernstem Gesicht, den
Trommelschlegel in der Hand, und schlug los:

Die Zeltleinwand für 19 Groschen.

1 Rund Mägel für 30 Para.

1 Tisch für 7 Groschen.

Die unmoralischen Vorhänge für 1 Groschen
an ein Kaffeehaus.

Die Trommel für 12 Groschen an Ziegenner.

Den *Soxocus* zum Preise magerer Enten.

Die Tafel mit der Aufschrift „Grandiose
Weltmenagerie“ für 9 Groschen an den Strämer
Sawa, der das Wort „Menagerie“ übermalen
und „Spezereibehandlung“, hinschreiben wollte.

Und dann sprach der Amtschreiber zum
Polizisten: „Führe den Elefanten heraus!“

Ein allgemeines „Ah“ im Publikum. Ge-
lächter und höhnische Rufe. Der Schreiber bot
ihm für 20 Frank aus — flugs streckte der Elefant
seinen Rüssel aus und schien den Käfiger er-
würgen zu wollen. Der Schreiber sprang hinter
die Zeltleinwand. Wiederum endloses Lachen.

„Da gibt es nichts zu lachen und lekte sich Zähne-
klappernd zurück auf seinen Sitz.“

„2½ Frank,“ sagte ein Spakvoack.

„... und 10 Para“ — ein anderer.

So stieg der Elefant auf 25 Frank.

Der arme Seifensieder, den das alles am
meisten anging, denn er war der verbliebenen
Direktors Hauptgläubiger, suchte die staunhaft
rege zu erhalten. Als sich niemand mehr mel-
dete, bot er ein Viertel Frank mehr, und eine
Minute später war er zu seinem Schrecken Be-
bieter eines Elefanten.

Er sah den Schreiber an, sah das riesige
Tier an — immer mit weit offenen, schred-
gelächelten Augen — blickte in die Menge, die
sich vor Lachen ausschütten wollte, kratzte sich
hinterm Ohr und schwigte. Die Arme aber ließ
er hilflos hängen.

Der Elefant, als hätte er das alles ver-
standen, wandte keinen Blick von seinem neuen
Herrn.

(Schluß folgt.)

Beherzigung.

Feiger Gedanken
Bängliches Schwanken,
Weibliches Zagen,
Hengstliches Klagen
Wendet kein Blend,
Macht Dich nicht frei.

Allen Gewalten
Zum Crutz sich erhalten,
Nimmer sich beugen,
Kräftig sich zeigen,
Rufet die Arme
Der Götter herbei. —

Goethe.

Kinderpsychologie und Pädagogik.

Bei dem neugeborenen Kinde ist das Gehirn noch nicht vollständig entwickelt. Von dem weiteren Wachstum des Gehirns hängt sicherlich die Ausbildung der geistigen Fähigkeiten und der Fortschritt in der Erziehung ab.

Aus diesen von der modernen Gehirn-anatomie und Gehirnphysiologie festgestellten Tatsachen ist die für die Kindererziehung außerordentlich wichtige Folgerung zu ziehen, daß das Wachstum und die Ausbildung des Gehirns bei der geistigen Bildung unserer Kinder der größten Berücksichtigung bedarf.

Der Eigentumsinn der Affen kommt am deutlichsten bei Gegenständen zum Ausdruck, die ihnen zum Spiel oder zur Unterhaltung dienen. Besonders erfreuen sie sich an Spiegeln und gläsernen Gegenständen und werden nicht müde, diese immer wieder zu beschauen.

Eingehend hat der Direktor des Frankfurter Zoologischen Gartens, Dr. Schmidt, einen Orang-Utan und seine Beschäftigungsweise mit Spielsachen beschrieben.

bei dem seine Einbildungskraft offenbar sehr lebhaft in Tätigkeit tritt. Es beginnt damit, daß das Tier den Stuhl auf die Seite legt und ihn in eine Ecke des Zimmers schiebt, gewöhnlich an die Gitterseite, so daß ein viereckiger Raum umschlossen wird, von dem zwei Wänden einerseits und dem Sitz und der Lehne des Stuhles andererseits.

Dieser von Dr. Schmidt geschilderte interessante Vorgang läßt sich wohl folgendermaßen erklären. Der Orang-Utan baut sich bekanntlich in seiner Heimat Nester, und etwas Nähnliches — nicht ein Haus — hat er sich wohl mit den Spielsachen zusammenstellen wollen.

Die Erkältung der Pflanzen. „Die Pflanze hat den Schnupfen gekriegt“, sagt der Gärtner, wenn zur Winterzeit eine Pflanze für einen Moment der Kälte ausgefetzt war und hinterher Krankheitserscheinungen zeigt.

Ähnliche Versuche zeitigten ähnliche Resultate. Je nach der Empfindlichkeit der Pflanze, der Tiefe der Temperatur und der Zeit, während welcher die Pflanze der Kälte ausgefetzt war, traten die Krankheitserscheinungen früher und in stärkerem Maßstab auf.

fältung ein, von der sich die Patienten bald wieder erholten. Ohne Zweifel ist die Ursache im schnellen und starken Temperaturwechsel zu suchen.

Der Oktober ist in unseren Breiten der eigentliche Herbstmonat, d. h. eine gewöhnlich bereits stark winterlich gefärbte Uebergangszeit von den warmen zu den kalten und trüben Tagen.

Die Natur selbst gibt gleichfalls manches Beleg für die voraussichtliche Wettergestaltung der kommenden kalten Monate: „Fällt der Baum seine Blätter lange, ist mir um späten Winter bang; im Herbst das Wetter hell, bringt es Wind im Winter schnell.“

Wehr allgemeinen Charakters sind die folgenden Bauernregeln: „Oktober rauh, Januar flau“, „Ist es im Oktober naß, windet's im Dezember boß.“

Auch die meist in unserem Monat stattfindenden Erntefeierlichkeiten deuten in zahlreichen Einzelheiten auf die voraussichtliche Gestaltung der Witterung hin.

Der Oktober ist der Weinmonat. Als solcher muß er auch der Reben und des Rebensaftes gedenken. Da sagt denn der Volksmund einfach: „Oktoberfast macht Brüderschaft“.

Die letzten Tage unseres Monats pflegen bereits ganz Novembercharakter zu tragen. Und in diesem Sinne sagt man auch: „Oktober's Ende, reicht Alle heiligen die Hände“.

Nachdruck des Inhalts verboten!